

Zwischen Himmel und Erde

Auf Ski von Zermatt nach Chamonix. Die *Haute Route* ist die Königin aller Skitouren. Wer sie wagt, kommt nicht nur den Gipfeln näher sondern auch sich selbst.

Von Jörn Klare

Der Anfang bietet all das, was man nicht will: Lärm, Trubel, Hektik. Der von Beton umgebende Bahnhofplatz von Zermatt im Schweizer Oberwallis an einem Samstagmittag im April. Ein- und abfahrende Züge, hupende Elektroautos, Supermärkte, Souvenirläden, eine Fastfoodfiliale, Geschäfte mit Armbanduhr zu umgerechnet 90 000 Euro das Stück. Dazwischen amerikanische Snowboarder, schwedische Skifahrer und schlanke Russinnen in dicken Pelzmänteln. Mittendrin aber steht schon der Fluchthelfer: Paulin Cathomas, 45 Jahre alt, gut einen Meter siebenzig groß, diplomierter Bergführer. 250 Tage im Jahr zieht er beruflich durch die Alpen. Den Rest der Zeit tut er es zum privaten Vergnügen. Jetzt wartet er im Auftrag der Alpenschule Tödi auf eine neue Gruppe. Nach und nach kommen alle zusammen. Drei Frauen, drei Männer, zwischen 26 und 50 Jahren, aus Österreich, der Schweiz und Deutschland. Eine Ärztin, eine Computerprogrammiererin, eine Verwaltungsangestellte, ein Student, ein Architekt, ein Journalist. Die Stimmung ist erwartungsfroh gespannt. Kleine Scherze beruhigen die Nerven und werden dankbar belacht. Paulin soll uns nach Chamonix am Fuße des Montblanc führen. 80 Kilometer Luftlinie in sechs Tagen.

Die Alpen bieten unzählige Skitouren, darunter auch zahlreiche „hohe Routen“, mehrtätige Traversierungen von Hütte zu Hütte. Der Klassiker unter den Klassikern ist die *Haute Route* zwischen den Viertausendern des Wallis und dem Montblanc-Massiv. Sie gilt als „schönste Durchquerung der Alpen“, als „Traumtour unzähliger Bergsteiger“ und ist selbst für erfahrene Skiwanderer ein Abenteuer. Und wie jedes wahre Abenteuer ist die *Haute Route* eine Flucht aus dem Alltag, eine Tour ins Unbekannte und im besten Fall auch eine Reise ins Innere.

Ausgezeichnete Kondition und Skibeherrschung sind selbstverständlich, und noch vor dem allerersten Schritt kontrolliert Paulin die Ausrüstung. Die beschränkt sich aufs Wesentliche. Selbstverständlich sind Ski, Skischuhe und Stöcke, unverzichtbar

die sogenannten „Felle“, eher eine Art Teppichboden, der unter die Ski geklebt und gespannt wird, um zu verhindern, dass man beim Aufstieg zurückrutscht. Dann ein fester Gürtel mit Beinschlaufen, der sogenannte Sitzgurt zum Anseilen. Ein Lawinenpieper, so groß wie ein Taschenbuch, der im Fall einer Katastrophe das Aufspüren des Verschütteten erleichtern soll. Dazu eine etwa zwei Meter lange zusammenlegbare Sonde zum Suchen im Schnee, eine leichte Schaufel zum Ausgraben, natürlich strapazierfähige Schutzkleidung gegen Wind, Schnee und Kälte, auf jeden Fall Ersatzhandschuhe, etwas Proviant, unbedingt ein oder zwei Liter Tee, Sonnencreme, Sonnenbrille und ganz zum Schluss vielleicht noch etwas Wechselwäsche. Paulin hebt jeden Rucksack kurz an und warnt. Zehn, höchstens zwölf Kilo sind das Maximum. Für mehr Gewicht sind die Aufstiege zu lang, zu hoch, zu anstrengend. Dann gibt der Bergführer das Zeichen zum Aufbruch.

Am Fuße des Zmuttgletschers auf etwa 2200 Meter Höhe wird es im Angesicht der imposanten Matterhorn-Nordwand endlich ruhig und langsam ernst. Wir kleben die Felle unter die Ski, entriegeln die Bindungen im Fersenbereich, lockern die Schnallen der Schuhe. Währenddessen erklärt Paulin noch einmal die Regeln: „Niemals hetzen! Genug Trinken! Gut eincremen!“ Und er sagt auch, dass „es immer ein Risiko gibt“ und, „dass wir manchmal auch Glück brauchen“. Mit dem Wetter, meint er, und überhaupt.

Über den flachen Gletscher schlurfen wir mit den Ski an den Füßen zur steinigen Seitenmoräne und darauf entlang Richtung Schönbielhütte. Paulin legt die Spur. Moderat ansteigend und im Zickzack den Hang hinauf, wo es zu steil wird. Wir folgen schwitzend, einer Raupe gleich. Ein paar Gämsen am steilen Berghang schauen unbeeindruckt auf uns herab. Die Landschaft gleicht einer Postkarte im XXL-Format: Blauer Himmel, in der Sonne glitzernder Schnee, Gipfel und Gletscher scheinbar zum Greifen nah. Anfangs kreisen die Gedanken noch um die nächsten Tage, die Herausforderungen der kommenden Pässe und Gipfel. Irgendwann aber verführt der gleichmäßige Rhythmus, mit dem die Ski in kleinen Schritten vorgeschoben werden, die Sinne zu einer Art Aufstiegsmeditation. Zur äußeren kommt die innere Ruhe. Das ist herrlich und für manchen von uns wohl das wahre Ziel der Tour.

Zwei Gipfel bestimmen die *Haute Route*. Der 4809 Meter hohe Mont Blanc wurde 1786 erstmals bestiegen, beim 4478 Meter hohen Matterhorn war es 1865 so weit. Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts suchten die ersten, meist britischen, Forscher und Abenteurer eine Sommerroute entlang des Alpenhauptkamms. Aus dieser Zeit

stammen die ersten genauen Landkarten und Berghütten. Ende des 19. Jahrhunderts gelangten dann erstmals Ski aus Skandinavien in den Alpenraum. Sie waren über viereinhalb Meter lang. Über die norwegische Methode sich mit diesen Ungetümen fortzubewegen, schrieb ein Zeitgenosse:

Bei der Abfahrt stützt sich der Skifahrer auf den Stock und schließt die Augen. Dann fährt er geradeaus wie ein Pfeil so lange weiter, bis er nicht mehr atmen kann. Er wirft sich dann auf die Seite in den Schnee und wartet, bis er wieder zu Atem kommt, dann fährt er weiter geradeaus, bis er wieder außer Atem kommt, und wirft sich erneut in den Schnee und so weiter, bis er unten ist.

Diese für die eher sanften Berge Skandinaviens entwickelte Technik erwies sich in den ungleich steileren und anspruchsvolleren Alpen als äußerst ungeeignet. Deswegen galten Ski hier anfangs noch als *die bockbeinigsten Dinger der Welt*. Doch ein paar Jahrzehnte und einige Innovationen später bezwangen im Januar 1903 erstmals verschiedene Gruppen auf unterschiedlichen Wegen die Haute Route auf Ski. Das Resümee war nun übereinstimmend positiv: *Wir können nun den Wert der Ski als Fortbewegungsmittel ermessen. Wir wissen, dass die Abfahrt mit Ski im winterlichen Gebirge ein einziges, wunderbares Vergnügen ist.*

Heute gibt es dank der Hütten, die im Laufe des 20. Jahrhunderts gebaut wurden, verschiedene Varianten der „Hohen Route“, egal, ob es dabei nun in die eine oder in die andere Richtung geht. Auf Ski ist der Frühling bis in den Mai hinein die beste Zeit. Dann sind die Schneebrücken über den zahllosen Gletscherspalten fester und somit sicherer.

Nach gut zwei Stunden Aufstieg erreichen wir die knapp 2700 Meter hohe Terrasse der Schönbielhütte. Sie liegt auf einer kleinen Felsinsel, an deren Fuß gleich vier Gletscher aufeinandertreffen. Die Sonne, die Gesichter und fast – so scheint es – auch die Berge strahlen vor Glück. Bereits 1875 wurde an dieser Stelle eine erste Hütte erbaut, die einige Jahre später von einer Lawine zerstört wurde. Das heutige Haus mit seinen maximal 80 Schlafplätzen stammt aus dem Jahr 1955 und ist ein zweistöckiger Bau aus Naturstein.

Vor unserer Nase ganz nah die Nordwand des Matterhorns, dahinter das mächtige Monte-Rosa-Massiv mit der 4634 Meter hohen Dufourspitze, über deren Gipfel die Grenze zwischen der Schweiz und Italien verläuft. Die schiere Masse an Fels und Eis fordert Stille und Demut. Dann zeigt Paulin schon mal die Route für den nächsten

Tag. Die führt den Tiefmattengletscher hinauf und hinauf und weiter hinauf und - so verspricht es unser Bergführer - auf der anderen Seite auch wieder hinunter.

Die Sonne verschwindet, und die Kälte drängt uns in die Wärme des etwa 60 Quadratmeter großen Gastraums. Viel helles Holz, schwarz-weiße Gipfelfotos an den Wänden, rotweiß karierte Gardinen an den Fenstern. In einer Ecke liegt ein großer Hund und über dem gusseisernen Ofen hängen T-Shirts, Socken und Innenschuhe zum Trocknen. Dementsprechend riecht es auch. An den langen Tischen und Bänken sitzen gut 30 Männer und nur sehr wenige Frauen; Italiener, Franzosen, Schweizer, Österreicher, Deutsche. So gut wie alle Alpenländer sind vertreten. Die Gesichter braungebrannt, ein wenig müde, aber seltsam leuchtend.

„Weil sie ein Aha-Erlebnis hatten“, erklärt Steffi, den Zustand ihrer deswegen auch so „unkomplizierten Gäste“. Steffi ist Anfang 30, stammt aus Hessen und liebt die Berge. Deswegen ist sie hier. Sie führt die Hütte im Auftrag der Pächter aus Zermatt und kümmert sich jetzt gerade um den Flüssigkeitshaushalt „ihrer“ Bergsteiger. „Die Haute Route ist eine extreme Tour für extreme Menschen“, sagt sie. Darauf bitte ein Bier, Frau Wirtin! Die lässt sich nicht unterbrechen. „Nur wenige kommen völlig erschöpft hier oben an. Meistens sind sie noch relativ frisch, auch wenn sie anders riechen“. Lachend geht sie zum Zapfhahn.

Die Hütte ist von Mitte März bis Mitte Mai und von Ende Juni bis Mitte September bewirtschaftet. Wer außerhalb dieser Zeit kommt, kann zwar ins Haus rein, muss sein Essen aber selbst mitbringen. Fließendes Wasser gibt es nicht. Dafür ist es zu kalt. Zum Kochen schmilzt Steffi Schnee. Für die Körperpflege wäre das zu aufwändig. Wer also länger unterwegs ist, braucht neben bester Kondition auch eine unempfindliche oder zumindest tolerante Nase. Die beiden Plumpsklos liegen einen Steinwurf unterhalb der Hütte. Der Weg dorthin ist vereist und vor allem nachts eine Herausforderung. Abgestürzt sei da aber noch niemand, versichert der grinsende Paulin.

Um 18:00 Uhr steht die Wirtin mit der Kelle in der Hand hinter ihren großen Töpfen. Ihr gegenüber warten dreißig hungrige Skibergsteiger mit dreißig leeren Tellern. Es gibt Suppe, Reis mit Gulasch, und wer nicht satt wird, bekommt noch einen Nachschlag. Am Tisch sitzen dichtgedrängt Menschen, die sich im Alltag wohl kaum begegnen würden. Die Berge und jetzt der Hunger sind ein willkommener Gleichmacher. Das macht vieles einfacher: Berg ist Berg, Essen ist Essen, Mensch ist Mensch. Man macht sich nichts vor, ist ehrlich miteinander, erzählt von den

Strapazen, diskutiert Routen, holt und gibt Ratschläge für den nächsten Tag. Keiner spricht von zu Hause, der Beziehung, der Familie, dem Beruf – vielleicht sogar von Ärger oder Problemen. So was hat hier oben einfach keine Bedeutung.

Wichtig ist die Route für den nächsten Tag. Und nach dem Schokoladenpudding hocken wir über der Landkarte. Paulin erklärt die einzelnen Abschnitte. 1300 Höhenmeter Aufstieg. Zwischendurch können wir uns auf ein paar kurze Abfahrten freuen. Das Ziel ist die Cabane de Bertol auf 3300 Meter Höhe. Fast die gesamte Route führt über Gletscher. Paulin zeigt, wo es wegen der Spalten gefährlich werden könnte. Es sind viele Stellen. Um sieben Uhr soll es losgehen. „Das wird anstrengend“, sagt er noch und rät: „Viel trinken!“

Den Rotwein, der plötzlich auf dem Tisch steht, meint er damit wohl weniger, gönnt sich aber trotzdem ein Glas. Und mit dem Wein kommen noch vor der Müdigkeit die Geschichten. Von der *Haute Route*, „die jeder Tourengeher mal machen muss. Wo man kommt, bleibt und geht - so wie im Leben. Auch da geht es manchmal rauf, manchmal runter“. Umso höher man kommt – scheint es, desto schöner und einfacher sind die Metaphern.

Dann erzählt Paulin von seinen zwölf Geschwistern im Kanton Uri und seinen ersten Gipfeln. Überhaupt: die Berge, die, wie er sagt, sein Leben sind, vor denen er großen Respekt hat und auf die er trotzdem rauf muss, „weil sie einfach da sind“. Einmal war er zum Urlaub am Meer. Der Frau zu liebe. „Das war schrecklich langweilig“ und mittlerweile ist er geschieden. „Die Berge reden“, sagt Paulin. Er kann sie verstehen. „Vor allem im Winter. Die sagen manchmal: Pass auf, geh nicht weiter! Ist zu gefährlich!“

Um 22:00 Uhr ist Hüttenruhe. Die meisten gehen, nachdem sie sich draußen mit Blick auf das vom Mond beschienene Matterhorn die Zähne geputzt haben, schon früher ins Bett, das heißt: ins „Lager“ im ersten Stock. Der Raum misst knapp 20 Quadratmeter. Zwei Drittel davon sind Liegeflächen auf zwei Etagen, das heißt nach Alpenvereinshüttenlogik Platz für zwölf Bergsteiger, von denen immer mindestens einer schnarcht. Doch zum Glück bleibt das Fenster geöffnet – immerhin.

Am nächsten Morgen beginnt nach einer kurzen Abfahrt bei Sonnenaufgang der lange, lange Aufstieg zum nächsten Pass, dem Col de Herens. Langsam findet die Gruppe ihren Rhythmus. Für die steilen Passagen nutzen wir die Harscheisen - Eisenzacken, die unter der Bindung befestigt werden, um ein Abrutschen zu verhindern. Mit der Sonne steigt die Hitze. Der Schweiß rinnt. Nicht die Berge sind

unser Gegner. Jeder führt seinen eigenen Kampf, muss sich selbst überwinden. Die Gipfel sind gleichgültige Zeugen. Sie lehren uns Bescheidenheit. Der Blick konzentriert sich auf die Skienden des Vordermanns, bzw. der Vorderfrau. Die Beine werden schwer und die Gedanken fliegen sonst wohin und sind irgendwann ganz verschwunden. Der Kopf wird leicht und leer, die Zeit verfliegt. Außer man ist schlecht akklimatisiert, denn dann füllt sich der Kopf in dieser Höhe mit Schmerzen und das ist gar nicht schön.

Auch deswegen verordnet Paulin alle 60 Minuten eine kurze Trinkpause. Er trägt die Verantwortung. Seine Führung verschafft uns Freiheit, Raum für die andere Tour - die ins Innere führt und über die keiner spricht. Um das Risiko eines Einbruchs zu verringern, halten wir Abstand voneinander. Auch wenn man die Spalten nicht sieht, sie sind da, irgendwo unter uns. Später seilen wir uns an, was endgültig alle zu einem einheitlichen Aufstiegstempo zwingt. Und doch ist jeder in der Gruppe auf sich selbst gestellt. Allein und trotzdem zusammen. Das ist eine Art Gemeinschaftstherapie, auf jeden Fall aber ein schönes Gefühl und Trost im Kampf gegen die nun stärker schmerzenden Waden. An den gegenüberliegenden Hängen krachen währenddessen ununterbrochen Lawinen ins Tal.

Am Ende des langen Tages, der noch einen Wetterumschwung mit Nebel und Schneetreiben beschert, wartet noch eine spezielle, ganz und gar unwillkommene Herausforderung. Der Schlusssaufstieg zur Cabane de Bertol erweist sich als eine Art Klettersteig im steilen Fels. Dass der Weg mit Eisenketten und schmalen Leitern versehen ist, nimmt dem Abgrund unter unseren Füßen nur wenig von seiner Bedrohung.

Bereits 1898 wurde der Standort dieser immer wieder um- und neugebauten Hütte in den über 3300 Meter hohen Felsen gesprengt. Die damalige Zielvorgabe ist dabei nach wie vor aktuell: *Wir möchten die Hütte möglichst hoch auf einen ausgesetzten Felsen aufstellen, wo sie ein Amateurbergsteiger nur unter Schweiß, Schmerz und nachdem seinen erschöpften Körper ein kleiner Schauer der Verzweiflung durchlaufen hat, erreicht.*

Nach einem schweigsamen Abendessen bittet der Wirt noch, nicht in den Schnee am Rand der Hütte zu pinkeln, da dieser auch hier, geschmolzen, zum Kochen verwendet werden muss. Der Weg zu den Plumpsklos über einer 50 Meter hohen Felsklippe führt über einen Gitterrost, der ein gewisses Maß an Schwindelfreiheit erfordert. Wer in der Nacht dorthin muss, wird bei Mondschein mit einer wahrhaft

grandiosen Aussicht entschädigt: Weite, weiß schimmernde Gletscherflächen, markante Felszacken, eine Landschaft so schön wie lebensfeindlich. Das verhilft zu einem im Wortsinn erhabenen Gefühl. Wer von so weit oben runterschaut, dem erscheint so manches klein und nichtig.

Zwei Tage später erreichen wir um elf Uhr morgens nach knapp drei Stunden Aufstieg den Gipfel der Pigne d' Arolla - mit 3790 Metern der höchste Punkt unserer Tour. Von hier aus gibt es einen schönen Blick zurück aufs Matterhorn. Aber nicht für uns, zumindest nicht heute. Wir stehen im dichten Nebel. Dazu schneit es. Das heißt, wir befinden uns in einem allumfassenden Weiß. Es gibt keine Orientierungspunkte, keine Konturen, keinen sichtbaren Unterschied, wo es hier bergauf oder bergab geht. Dazu kommt das Wissen um die zahlreichen Felskanten und Gletscherspalten, die um uns herum lauern. Zu unserem Glück aber gibt es Paulin, der versteht, was die Berge sagen und zudem noch Karte, Kompass und Navigationsgerät beherrscht.

Die Abfahrt ist ein Blindflug. Vorneweg der Bergführer mit dem GPS in der Hand. Ständige Richtungswechsel. Hundert Meter nach rechts, dann 80 Meter schräg links und so weiter und so weiter. Dahinter wir, jetzt auch bei der Abfahrt angeseilt. Ein wenig ängstlich halten wir treu die Spur und vertrauen ganz und gar Paulins Navigationskünsten. Sollte der in eine Spalte stürzen, müssten wir versuchen, ihn aufzufangen. Das ist kein schöner Gedanke.

Plötzlich aber, wie aus dem Nichts, vertreibt der Wind mitten auf dem Glacier de Brenay die Wolken. Die Sonne strahlt. Wir auch. Das Seil landet im Rucksack und wir ziehen auf der Abfahrt im tiefen, glitzernden Pulverschnee unsere Spuren. Das ist traumhaft, wunderbar. Pures Skifahrerglück.

Bis zur nächsten Herausforderung: eine fast senkrechte, 20 Meter hohe Felskante. Im vorigen Jahr lag noch genug Schnee zum Abfahren. Jetzt aber müssen wir uns abseilen. Als Sicherung dienen Paulins im Schnee vergrabene Ski. Unsere eigenen binden wir an die Rucksäcke. Das Seil läuft quasi als Bremse in einer Schlinge durch den Karabinerhaken, der in den Sitzgurt eingehängt ist. Jeder hat seine Abstiegs geschwindigkeit, aber auch sein Leben selbst in der Hand. Das verschafft mulmige Gefühle und führt zu manchem Fluch.

Abends in der Cabane de Chanrion - ein einsames Natursteinhaus, wieder vollgepackt mit Bergsteigern aus aller Welt. Unterwegs auf der *Haute Route*: das ist auch der täglich radikale Sprung aus der wilden Einsamkeit der Berge in die mit Mühe geordnete Enge der Hütten.

Das, was uns vor wenigen Stunden noch so viel Überwindung kostete, ist schon wieder unter dem Stichwort „Abenteuer“ abgehakt. Dafür irritiert, dass Paulin, dem wir als Bergführer draußen auf Gipfeln und Gletschern im wahrsten Sinne des Wortes blind vertrauen, beim Kartenspielen plötzlich immer wieder überraschend neue Regeln erfindet, die ausschließlich seinem Vorteil dienen. Doch wir lassen ihn gern gewinnen.

Am übernächsten Tag stehen wir zum Abschluss auf dem 3466 Meter hohen Ponte Hellbronner im Massiv des Montblanc. Wir sind mit der Gondel vom italienischen Courmayeur heraufgekommen. Unter der Seilbahn aufzusteigen, hat keinen von uns gereizt. Gestern steckten wir wieder im Schneetreiben, aber heute ist der Himmel so blau, wie man es sich nur wünschen kann. Der Blick geht zurück. Weit hinten am Horizont sehen wir das Matterhorn, an dem wir vor sechs Tagen gestartet sind.

Vor oder besser unter uns liegt das Vallée Blanche, das „weiße Tal“ oberhalb des französischen Chamonix. Es heißt, dies sei die schönste und längste Skiabfahrt der Alpen. Wir glauben es gern. Wilde Gletscherbrüche mit blankem blauem Eis zwischen bis zu 1000 Meter hohen Felswänden. Nachdem wir in den zurückliegenden Tagen alle letztlich doch hilflosen Beschreibungsversuche wie „herrlich“, „wahnsinnig“, „wunderbar“, „atemberaubend“, „traumhaft“, „unglaublich“ zur Genüge strapaziert haben, genießen wir die kommenden, letzten Momente unserer *Haute Route* vor allem schweigend. Ein paar Schwünge noch, dann sind wir im Tal und am Ende unserer Flucht, auf der wohl jeder ein bisschen angekommen ist – bei sich selbst.